

Hello Bucharest
by Silke Hohmann
January 2007

64 WAS KOMMT? PLAN B

Hello Bukarest

Ciao Ceaușescu: Wie die Kunst in Rumänien mit leichter Hand die monströse Vergangenheit abschüttelt

VON SILKE HOHMANN FOTOS: WOLFGANG STAHR

65



**Wie ein dunkler Schatten steht
der Palast des irren Diktators
über der Stadt.**

**Da, wo die Vergangenheit so
übermächtig ist, entwickelt
sich eine Kunstszene mit
glänzender Zukunft.
Eine kleine Gruppe von
Kritikern, Künstlern und
Kuratoren hebt Rumänien auf
die Kunst-Weltkarte.**

Es läßt sich keine Geschichte aus Bukarest erzählen, ohne über den Palast zu sprechen. Über die Versuche Rumäniens, mit einem Monster zu leben, das für die Ewigkeit geschaffen wurde. Sie tun es mit Strategien zwischen Umarmung und Exorzismus. Inzwischen herrscht sogar ein gewisser Stolz auf das gigantische Gebäude, genaueste Kenntnisse über die Zahl der Zimmer, die Quadratmeter und Stockwerke gehören zur Allgemeinbildung. Es gibt Äußerungen des Bedauerns über die nur ganz geringe Differenz zum Pentagon, dem größten Gebäude der Welt. Abscheu verwandelt sich langsam in Anerkennung. Peinlichkeit in Pragmatismus, das unverwüsthche Menetekel in ein historisches Monument. Es ist das Haus, das den Guinness-Buch-Eintrag nur knapp verfehlt hat. Gleichzeitig ist es das Haus, an dem möglicherweise doch noch nachgewiesen werden kann, daß die böse Form existiert. Daß es, entgegen aller Vernunft, böse Proportionen, Materialien, Wiederholungen und Größenverhältnisse gibt, die einem Bauwerk selbst verheerende Eigenschaften verleihen. So, als wehe aus ihm nicht nur der Geist seiner sinistren Schöpfer, sondern als sei das Gebäude selbst dieser Geist. In Bukarest weht er von einem künstlich angelegten Hügel weit in die Stadt hinab.

Der Palast wurde auf Wunsch von Europas irrstem kommunistischem Diktator, Nicolae Ceausescu, gebaut. Dessen Verwandlung von einem unsteten, cholerischen Paranoiker in einen grundgefährlichen Wahnsinnigen datieren seine Biographen auf den Zeitpunkt eines Staatsbesuchs in Nordkorea, von dem er tief beeindruckt von der dort üblichen totalen Unterwerfung und der absoluten Glorifizierung des Staatsoberhauptes zurückgekehrt war. Er nannte das bis zu seiner Erschießung unvollendet gebliebene Projekt „Haus des Volkes“. Das Volk selbst sagt „Haus des Sieges über das Volk“ dazu. 3,5 Milliarden US-Dollar preßte er der Bevölkerung ab, die er zu „neuen Menschen“ umerziehen wollte. Um staatliche Ressourcen zu sparen, korrigierte er im Winter die Temperaturangaben des Wetterberichts





reichlich nach oben und verbat das Heizen. Fast zehntausend Häuser, Kirchen, Krankenhäuser mußten Platz machen für den Palast, eine Million Menschen waren direkt oder indirekt an der Baustelle beteiligt, Hunderte starben dort.

Hinsichtlich der Anzahl von Glühbirnen in Kristalleuchtern oder der Ausmaße von Teppichen hält der Palast heute noch einige Weltrekorde. In Sachen Stil sieht es deutlich schlechter aus: Der vollkommen ausgedachte rumänische Feudalfetischismus auf 330 000 Quadratmetern Fläche und zwölf Geschossen ist bestenfalls geschult an einem Vier-Sterne-Romantik-Hotel. Das Erstaunlichste an dem Palast ist allerdings, daß er von einer einzigen jungen Frau geplant wurde. Die bis heute – dreißig Jahre, eine Revolution und drei Regierungen später – immer noch nicht davon ablassen kann. Es gibt viele Gerüchte um Anca Petrescu. Sie habe schlechte Zähne und sei zerfressen von Mißtrauen und Ehrgeiz. Sie sei nach der Revolution 1989 nicht mehr im Land erwünscht, man wisse nicht, wo sie sich aufhalte. Sie sei unbelehrbar, sie sei als junge Architekturstudentin weniger durch besonderes Können als durch eine enge Verbindung zu Nicolae Ceausescu Sohn Nicu aufgefallen. Sie habe den Wettbewerb in einem roten Badeanzug gewonnen. Ihr Biograf sei der Neffe von François Mitterrand, sie mache jetzt Projekte für Club Med. Bitter und hart habe sie alle auf der Strecke gelassen, auch ihren Mann, der anfangs noch im Planungsteam war. Der Name Anca Petrescu wird nicht gerne genannt in Bukarest.

Was interessiert euch an dieser Frau?“ fragt Andreiana Mihail mit einer plötzlichen steilen Falte zwischen den Augenbrauen, während sie in ihrem dunkelblauen Opel Kadett durch das ebenfalls dunkelblaue Bukarest fährt – niedrige hübsche Häuser, die nach und nach ihren Eigentümern zurückgegeben und renoviert wurden. Wäre es nicht so kalt, würde man umgehend an Hängematten hinterm Haus denken und an Gespräche mit freundlichen Nachbarn an der Toreinfahrt. In den Cafés gibt es Espresso von Lavazza. Andreiana eröffnet hier in Kürze eine Galerie, vielleicht die erste in Bukarest, die es ohne Seilschaften, ohne Verstrickungen aus der Vergangenheit, sondern mit internationalen Kontakten und enger freundschaftlicher Verbundenheit zur lokalen Kunstszene schaffen kann, global Aufmerksamkeit zu erreichen. Andreiana hat Philosophie studiert und drei Jahre Kunstgeschichte an der Sorbonne. Sie kooperiert mit der Galerie Kontai-

ner in Los Angeles und ist seit 1990, als sie 15 war, und seit die Rumänen reisen dürfen, so viel unterwegs gewesen, wie es nur geht. Ihre Eröffnungsausstellung „Small Wonder“ zeigte unter anderem Ciprian Muresan, dessen intelligente, gewitzte Konzeptarbeiten ebenso für eine neue Generation von rumänischen Künstlern stehen wie die neue Malerei von Victor Man und Serban Savu, mit dem wir sie in der Kneipe Amsterdam kennengelernt haben. Andreiana strahlt diese angenehme Mischung aus Geschäftigkeit, Melancholie und einer Spontaneität aus, die plötzliche Ausbrüche von Ausgelassenheit einschließt. Jetzt aber schaut sie vom Fahrersitz herüber mit einem Blick, der verschattet ist von einer versteckten Verletztheit und plötzlichem Mißtrauen. Wie soll man ihr erklären, was an diesem Palast interessant sein

könnte, wenn er doch für die Menschen, die damit leben, nichts als eine höhnische Erinnerung, ein bössartiger Dorn im Auge ist? Am besten, man erklärt gar nichts, sondern fragt. „Alle männlichen Mitglieder meiner Familie waren im Gefängnis“, erzählt die Galeristin, während wir in die Altstadt einbiegen, in der sieben architektonische Stile auf engstem Raum koexistieren und einen fast glauben machen, Epochen und ihre Spuren seien etwas Vorübergehendes, am Ende Egalisierendes. „Ich hasse diese Kommunismus-Nostalgie. Leute sind gestorben oder haben sich umgebracht deswegen“, sagt Andreiana und zieht die Handbremse mit einem lauten, entschlossenen Ruck.

Vor einigen Jahren erhielt man auf den Straßen noch ein betretenes Schulterzucken, fragte man nach dem Weg zum Palast. Eine ohnehin seltsame Frage. Er dominiert die Stadt so gewaltig, daß man ihn einfach nicht übersehen kann. Wie ein offensichtliches Gebrechen, auf das man keinesfalls angesprochen werden möchte und deshalb ausweicht. Fraglos ist ein wenig Amnesie ganz hilfreich, wenn man durch den Alltag und in die EU kommen will. In Bukarest gibt es immer zwei Wahrheiten. Und es gewinnt diejenige, mit der es sich besser weitermachen läßt. Donald Trump wollte nach der Revolution 1989 das weltgrößte Spielcasino daraus machen. Eine Idee, die sich am Ende als die beste, angemessenste herausgestellt hätte. Nicht nur, weil sie die wirtschaftliche Last der enormen Unterhaltskosten von den Schultern des besiegten Volkes genommen hätte, sondern auch, weil es bereits genau so eingerichtet ist: plüschig. Verschwenderisch. Billig zu einem hohen Preis. Doch nun ist der Palast wieder fast die alte geheime Schaltzentrale mit vorgehängter

Donald Trump wollte das größte Spielcasino der Welt daraus machen.

Doch nun sitzt das Parlament im Palast – und ein Museum für zeitgenössische Kunst, das seine Adresse haßt, aber auch damit kokettiert.

In Rumänien gibt es immer zwei Wahrheiten. Und es gewinnt die, mit der sich besser weitermachen läßt.





In Bukarest treffen unzählige architektonische Stile von k.u.k. über Moderne bis Neo-Barock aufeinander. Nur für das Haus des Volkes, hier aufgenommen vom Hotel Intercontinental, findet sich keine zutreffende Bezeichnung.

Säulenfassade, eine mit Marmor und Gold ausgekleidete Black Box, wie ein unheimliches, jeder Kontrolle entzogenes Nervenzentrum voller Möglichkeiten – guter wie schlechter. Senat und Parlament sind unter internationalem Kopfschütteln in Ceausescu Schloß eingezogen, der es selbst nie in Betrieb nahm. Ein Konferenzzentrum vermietet die Prunksäle höchst erfolgreich, amerikanische Touristen besichtigen den Palast und fragen interessiert, ob Ceausescu eigentlich eines natürlichen Todes gestorben sei. Das Museum für zeitgenössische Kunst, MNAC, ist in einer der Stadt abgewandten Ecke untergebracht und hat aus dem Stuck-und-Säulen-Schlamassel einen modernen, dreigeschossigen White Cube herausgeschält mit ambitioniertem Programm von internationaler Ausrichtung. Santiago Sierra hat auf den Marmortreppen eine entwürdigende Performance mit Hunderten von rumänischen Bettlerinnen gemacht, eine von Hans-Ulrich Obrist kuratierte Ausstellung, die zuvor in Paris gezeigt worden war, gastierte hier unter großer Aufmerksamkeit. Und im November fand eine Konferenz mit Thomas Hirschhorn zu seinem „Musée Precarie Albinet“ statt.

Nur der bekannteste zeitgenössische Künstler Rumäniens fehlt auffallend im Programm, und seine Abwesenheit spricht eine deutliche Sprache. Dan Perjovschi, der mit seinen kleinen politischen Cartoons in letzter Zeit in ganz Europa ausgestellt hat, lebt auch in deutlichen Gesten. Das Atelier von Dan und seiner Frau Lia hat gerade keinen Strom, die Heizung geht auch nicht, doch Lia hat warmes Wasser in der Thermoskanne mitgebracht, für Tee. An den Wänden steht in zahllosen Ordnern ihr Archiv – ein Gedächtnis für alle Entwicklungen der Kunst, von denen unter dem kommunistischen Regime in Rumänien nie jemand je gehört hatte, nicht einmal so neugierige, aufgeweckte, diskussionsfreudige Künstler wie Dan und Lia Perjovschi. Man hätte den Erlebnispark Draculand aus dem Palast machen sollen, aber kein zeitgenössisches Museum, ist Dans Meinung zum Haus des Volkes. Er und seine Frau Lia, die 1990 anfangen, zu reisen und wie besessenen Kunstaustellungen zu besuchen, Kataloge zu sammeln, die ganze visuelle Armut ihrer Studentenzeit aufzuholen wie im Rausch, sehen es so: Die Regierung hat sich die Kunst als Geißel genommen. „Es ist falsch, daß das Parlament da sitzt. Es ist falsch, daß die Kunst nebenan ist, denn Kunst muß der einzige freie Ort sein. Aber sie haben sich kaufen lassen. Sie haben sich von dieser Regierung, die die Macht an sich gerissen hat, einen Kuchen andrehen lassen, der

vergiftet ist.“ Dan und Lia haben die Einrichtung des MNAC im Palast des Diktators öffentlich kritisiert und immer wieder die Diskussion gesucht. Sie fragten, ob es nicht besser, billiger und einfacher sei, einen neuen modernen Ort zu errichten, statt mit dem Preßlufthammer einen David-gegen-Goliath-Kampf mit dem ideologisch überfrachteten Haus aufzunehmen – der doch eigentlich nur ein perfider Schaukampf mit von vornherein ausgemachten Gewinnern ist. „Da kann nichts subversiv sein“, sagt Lia. „Nichts kann größer sein als das Haus. Es zerdrückt alles.“ Es ist vielleicht ein bißchen pathetisch, sich in einer Demokratie als Dissidenten zu bezeichnen, wie es Dan und Lia tun. Aber vielleicht ist es auch ein bißchen leichtgläubig, in Rumänien von einer Demokratie zu sprechen. Man weiß hier nie so genau. Warum sie nicht in die Lehre wechseln, ihr Wissen weitergeben an die jungen Künstler, ihnen zeigen, daß man wie Dan Perjovschi nur mit einem Filzschreiber ein Œuvre erschaffen kann, für das man nicht einmal ein Museum braucht? Doch Dan und Lia haben aufgegeben. „Wir wollen das System nicht, darum wollen wir nicht an die Akademie. Wir haben gemacht, was wir machen wollten. Wir wollen uns nicht wiederholen.“ Dan ist international erfolgreich, Lia wird gemeinsam mit dem in Berlin lebenden Kurator Marius Babias 2007 ihr Archiv in eine zugängliche Form bringen. Ihre Zeitungen, die sie einst wie einen Kunstinformationsdienst verteilte, liegen in dem dämmerigen Atelier. Die Entwicklungen werden auch ohne ihr Einverständnis ihren Lauf nehmen. Die Zukunft, die in der Kunst in Rumänien gerade zum Greifen ist, wird ohne ihre Bedenken beginnen. Doch die so oft einsetzende Selbstgerechtigkeit der einstigen Vor-



Der Galerist Mihai Pop aus Cluj, der Künstler Ciprian Muresan, die Galeristin Andreiana Mihail und der Maler Serban Savu im Café Amsterdam, Bukarest

kämpfer gegenüber den jungen Nachkommen ist Dan und Lia Perjovschi annehm fern. Sie werden bloß einfach nicht mitmachen, niemals.

Ach, die Perjovschis“, sagt Ruxandra Balaci, die künstlerische Leiterin des MNAC, wie man über eine etwas schrullige Verwandtschaft spricht, mit der man trotz aller Nerverei nachsichtig ist. Es ist spät, wir sitzen im menschenleeren Café des Museums im vierten Stock des Palastes, wo das Museum eine gigantische Partyterrasse zur Verfügung hat, von der Ceausescu sich die Sonnenuntergänge hatte ansehen wollen. „Sie brauchten das Museum als PR für sich selbst. Dans Karriere ging sehr gut voran, seit er uns so scharf kritisiert hat. Und für das Museum war die Negativ-PR eigentlich auch nicht schlecht.“ Ob die Kritik

denn keine Berechtigung habe? „Er wollte doch nur, daß seine Frau die Direktorin wird.“ Unterstellungen sind in Rumänien offenbar keine große Sache, doch plumpe Verleumdung wäre zu wenig im Land mit den zwei Wahrheiten. Ruxandra Balaci ist eine erfolgreiche Frau, vermutlich ist sie lustig und mit Sicherheit schlau. Sie lehnt sich nach vorne über den Bistrotisch und schaut über den Rand ihrer Brille. „Und eins ist doch klar: Nirgendwo anders würden wir als Museum international so wahrgenommen werden wie hier.“ Der Pragmatismus ist entwaffnend, aber ist er auch klug? Will die Regierung nichts zurückhaben für ihr großzügiges Angebot? „Sie kümmern sich nicht um uns“, sagt Ruxandra Balaci, „die Mehrheit der Abgeordneten denkt, es sei eine Disothek.“ Wahrscheinlich sieht die Hoffnung für alle aus wie der

dreißigjährige Kurator Mihnea Mircan: Für die rumänischen Künstler, für das Museum MNAC und in gewisser Weise auch für die westliche Welt, denn Mihnea ist an die aktuellen Diskurse ebenso angeschlossen wie an die globale Kunstwelt. Er ist international ausgebildet, freundlich, professionell, ernst. Oft, sagt er, habe er über das Weggehen nachgedacht, weg von dem Haus, dem er mit seiner Ausstellungsreihe „Under Destruction“ etwas entgegengesetzt will, und weg aus Rumänien. „Aber hier ist der einzige Ort, wo ich nötig bin“, sagt Mihnea, der heute nacht noch die Katalogtexte schreiben muß für eine Ausstellung mit jungen rumänischen Künstlern wie Ciprian Muresan, Victor Man und Serban Savu in Zürich, „neben vielen anderen Dingen“. Ruxandra und Mihnea nehmen uns mit in die Stadt zurück, runter vom Berg, weg aus dem Palast und seinem Schatten. Sie haben mit Etatproblemen zu kämpfen, mit Anfeindungen, mit der Administration des Palastes, die sie immer mal wieder rauswerfen will. Und mit einem Verfahren von Anca Petrescu, wegen der Aufzüge, die ihrer Meinung nach eine unverzeihliche Einmischung in ihr Gebäude darstellen.

Mihai Pop muß heute mit dem Nachtzug noch zurück ins acht Stunden entfernte Cluj, das früher Klausenburg hieß und vielleicht die bedeutendere Stadt für zeitgenössische Kunst aus Rumänien ist. Doch zuvor führt er in Form von kleinen Flyern durch sein bemerkenswertes Galerieprogramm. Plan B stellt vornehmlich Studenten der Akademie Cluj aus, an der er auch selbst studiert hat, als er noch „Plan A“ verfolgte, wie er sagt. Plan B allerdings ist ein absolut gelungener Plan, etabliert gemeinsam mit einem jungen Sammler. In Cluj bildet sich



Feng Shui wohnt hier nicht mehr.
Ceausescu konnte die extraniedrigen Stufen für stolperfreies Schreiten
nicht ausprobieren – der Sturz 1989 kam zuvor.

ganz behutsam ein kleiner Kreis aus Kreativen, Interessenten und einem ziemlich guten Kommunikator wie Mihai Pop, der nicht nur bis Bukarest reicht, sondern demnächst bis nach New York. Auf der Kunstmesse in Wien und anschließend auf der Preview in Berlin war die Galerie eine kleine Sensation, nächstes Jahr sind sie auf der Armory Show vertreten. Der Maler Victor Man wird mittlerweile auch von Johnen und Schöttle in Köln und Berlin repräsentiert. Das New Yorker Sammlerehepaar Hort ist auf Mihai und seine Künstler aufmerksam geworden, und die Galerie Haunch of Venison in Zürich stellt, kuratiert von der Britin Jane Neal und Mihai Pop selbst, gerade mehr oder weniger sein gesamtes Programm aus. Er und der Maler Serban Savu haben uns ins Café Amsterdam in der Altstadt gelotet, und fast wundert es gar

keinen, daß wir die Galeristin Andreiana Mihail und den Künstler Ciprian Muresan dort treffen, die über ihre erste gemeinsame Ausstellung sprechen wollen. Mit den anderen hatte sie schon den Rest des Tages das Vergnügen, aber was solls, anschließend gehen wir zusammen durch die kalte Nacht, um transsilvanische Koteletts zu essen, wobei wir noch auf eine Kritikerin und ein paar Kuratoren aus den Niederlanden treffen. Die Kunstszene ist klein, aber extrem wach, jeder hat ein Projekt, und jeder hat irgendwie Unterlagen oder Hefte darüber in der Hosentasche, alle sind konzentriert und freundlich und erwartungsvoll, vollkommen zu Recht bei einem Neubeginn wie diesem.

Es weht ein Hauch von kaltem Krieg durch das Büro der PR-Beauftragten des Palastes, Lidia Herciu, als sie uns mit kalten Augen und schmalen Lächeln wissen läßt: „Wenn es nicht die Philosophie Ihres Magazins ist, die von uns zur Verfügung gestellten Bilder des Palastes zu verwenden, dann sollte es vielleicht die Philosophie des Magazins sein, unseren Preis für eine Fotogenehmigung zu bezahlen.“ Ein lächerlich hoher Preis, der dreifache des noch wenige Tage zuvor mit derselben Dame telefonisch von Berlin aus vereinbarte. Die diplomatischen Beziehungen sinken in dieser Sekunde auf den Nullpunkt, die unmittelbare Erfahrung von betonköpfiger Autorität und Willkür sind es allerdings unbedingt wert. Die böse Form hat hier gewonnen. Auch wenn im Palast des Volkes ein Feng-Shui-Buch auf dem Schreibtisch von Lidia Herciu liegt. Der Wartebereich eines Mitarbeiteringangs des Palastes: Kamerateams und Reinigungskräfte verlassen das Haus, Senatsmitglieder und Journalisten. Eine chinesische Delegation ist gerade da und verzögert alles um Stunden. Pässe abge-



Der Diktator, die Regierungen, die Kritiker kamen und gingen. Wer blieb, war Anca Petrescu. „Ich muß dieses Haus fertig bauen“, sagt die Architektin.

ben im Pförtnerpavillon, der durch aneinandergeschobene Telefonzellen aus braunem Plastik simuliert wird – nicht uninteressant, diese Guerilla-Architektur im Hause einer Architektin, die gegen ein modernes Museum klagt, weil es Aufzüge einbauen ließ. Gelegentlich piepst der Metalldetektor der Security. Aus dem Fernseher kommt „Let's get physical“ von Olivia Newton John. Das körperliche Unbehagen wächst mit der Dauer der Wartezeit auf gruselig gemusterten Sesseln. Irgendwann kommt eine kleine Frau im Kostüm und mit großen Ohringen zielstrebig die Treppe herunter. Sie trägt einen gepflegten brünetten Pferdeschwanz, der für ihre schätzungsweise 55 Jahre ziemlich keck ist, so wie ihr Blick unerwartet neugierig, freundlich, erwartungsvoll. Sie entschuldigt sich für die Verspätung, die Chinesen seien der Grund. Anca Petrescu spricht einwandfreies Deutsch.

Als sie Anfang zwanzig war, baute sie das Wettbewerbsmodell des Palastes bei sich zu Hause. „Wir waren jung und verrückt und hatten diese wahnsinnige Energie, etwas zu machen“, erzählt Anca Petrescu beim Durchqueren der Hunderte von Metern messenden Galerie, die mit drei Türen aus Kristall je nach Bedarf unterteilbar ist. Kürzlich gab es im einen Trakt eine Modenschau, im anderen eine offizielle politische Veranstaltung. Die Auslastung des Palastes für Events ist für sie der Beweis, daß sie am Ende recht behalten hat. Daß sie ihn zuende bringen muß, weil er richtig ist. „Es lief hier super Musik, aber drüben hat man nichts gehört“, sagt die erstaunliche Person, und man wartet fast darauf, daß sie ein paar Tanzbewegungen macht auf dem grünen Teppich. Es liegt überall Teppich über den Marmorböden mit den Intarsien, die jeweils die Struktur der überladenen verzierten Decken widerspiegeln. Da man sie unter den Teppichen nicht sieht, spiegeln die Teppiche ihrerseits auch irgend etwas wider. Anca Petrescu sieht den Palast, den sie „dieses Haus“ nennt, in der Tradition von Versailles. Wie man sie selbst einordnen soll, ist schwer zu sagen, in den Koordinaten aus unmittelbarer Nähe zum Ceausescu-Regime und den anschließenden Regierungen, aus einer felsenfesten Berufung und der Überzeugung, das Richtige zu tun. Doch unpolitisch ist sie nicht: Sie sitzt für die äußerste Rechte im Parlament. Ein wenig läßt Anca Petrescu an die Figur Leni Riefenstahl denken. Nur, daß in ihrem Kosmos aus brutalen, einfalllosen, dummen Räumen und Formen nichts neu war. „Ich war immer zu müde für Diplomatie“, erzählt sie über die Zusammenarbeit mit Ceausescu, dem sie jeden Samstag etwas Neu-

Daß im Palast Kongresse, Modenschauen und Ausstellungen mit zeitgenössischer Kunst statt finden, als sei nichts gewesen, gibt Anca Petrescu das Gefühl, recht zu haben.

Sie hat den Palast nie in Frage gestellt. Ob sie je ans Aussteigen gedacht hat? Die Architektin schaut verwundert, als habe sie die Frage nicht verstanden.

es präsentieren mußte. Eine neue Treppe, einen neuen Saal. Wie am Fließband. Er hat alle schikaniert, war aber selbst nicht der sicherste. Einmal kam auch Elena auf die Batstelle, und der Diktator zeigte stolz seiner ständig mäkelnden Gattin den Palast wie eine Modelleisenbahn. Doch sie war nie zufrieden. „Auch die anderen Architekten, die den Wettbewerb verloren haben, flüsteren ihm ständig Kritik an meinem Entwurf ein“, erzählt Anca Petrescu, die mit jeder Einzelheit des Palastes betraut war, nur nicht mit dem Budget. „Es war aber überhaupt nicht teuer“, sagt sie. Hätte sich die Art der Repräsentation nach der Revolution 1989 nicht womöglich irgendwie den neuen Bedingungen anpassen müssen? „Interessante Frage“, kontert sie. Und weist, als könnte die Gelegenheit dazu verstreichen, wenn man sie nicht

just an dieser der mehreren hundert Säulen ergreift, darauf hin, wie sie kühn die Kanellierung umgedreht hat: Anders als bei den Griechen sind es keine vertikalen Einkerbungen, die die Säule schlank erscheinen lassen, sondern sich ausbeulende Wülste, freut sie sich über ihre Fortschreibung antiker Baukunst mit rumänischem Marmor. Alles Gute, und gerne hätte sie Bilder zur Erinnerung, sagt zum Abschied Anca Petrescu, die Architektin des Bösen. Und winkt.

Man sieht sich angesichts seiner Dimension überraschend schnell satt an dem Palast, von dessen Balkon aus Ceausescu nie die Gelegenheit hatte, zu seinem unterdrückten Volk zu sprechen. Der einzige, der dort jemals das Wort an Rumänien richtete, war Michael Jackson im Jahr 1992 auf der „Dangerous“-Tour. Interessant ist daran nicht nur, daß ausgerechnet die Person mit der wohl seltsamsten menschlichen Fassadengestaltung den Diktatorenbalkon einweihete, sondern auch, daß er es mit den Worten „Hello Budapest“ tat. Die Stadt macht unterdessen weiter mit der Wahrheit ihrer Wahl. Doch wird das in Zukunft nicht so unbemerkt bleiben wie bisher. Denn dazu werden seine spannenden jungen Leute zu viel Aufmerksamkeit auf ihr merkwürdiges Land lenken.

Kunst in Rumänien:

Plan B, Cluj, www.plan-b.ro, mit „Cluj Connection“ zu Gast in der Galerie Haunch of Venison, Zürich, bis 20. Januar 2007, www.haunchofvenison.com
Galerie Andreiana Mihail, Bukarest, nächste Ausstellung: Cristi Pogacean und Ciprian Muresan, www.andreianamihail.com
MNAC National Museum of Contemporary Art, www.mnac.ro
E-Cart, elektronisches Kunstmagazin von Raluca Voinea: www.e-cart.ro

Die Kunstszene in Rumänien ist extrem klein, aber sehr wach: Die Galerie für die Zukunft heißt, ganz programmatisch, Plan B.



Cristi Pogacean „The Actors of Subliminal History“, 2004, Video, 2'50



Victor Man „Untitled (1939)“, 2006, Öl auf Leinwand, 29 x 28 cm



Serban Savu „Labour Protection“, 2005, Öl auf Leinwand, 40 x 50 cm



Mircea Cantor „Deeparture“, 2005, 2' 43, 16mm überführt auf Beta Digital, Farbe, ohne Ton, produziert von Yvon Lambert Gallery, New York